

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Georg Schuster: Die Herzogin Dorothea von Preussen.

## Die Herzogin Dorothea von Preussen.

Vortrag von Georg Schuster.

Das Jahrhundert der Reformation war eine sturmbewegte Zeit. Während die wilde Unruhe des Lebens den Fürsten auf die Bühne der Welt hinaustrieb, sei es zu blutigem Waffengange, sei es zum zornigen Streit um Lehrmeinungen und Glaubenssatzungen, während Reichstage und Fürstenkongresse ihn häufig vom Hoflager fernhielten — sah sich die Fürstin von der Öffentlichkeit zurückgedrängt in die ruhigen Gemächer ihres Palastes, in den stillen Kreis ihrer häuslichen Umgebung. Die Tätigkeit, die sie hier entfaltete, die Beschäftigung, mit der sie die einsamen Stunden des Tages auszufüllen pflegte, gewährt ein zwar nach unserer Anschauung spießbürgerliches, aber doch anziehendes Gemälde friedlichen Stillebens, das nur in den verschiedenen Neigungen der fürstlichen Damen oder bei äußeren Anlässen ein wechselndes Aussehen gewinnend, von dem höfischen Treiben unserer Tage himmelweit verschieden ist. Mit anregender Lektüre sich die Zeit zu vertreiben, war damals ein unbekannter Luxus. Mangelhafte Bildung auf der einen, außerordentliche Seltenheit geeigneter Bücher auf der anderen Seite boten dieser Richtung des Unterhaltungstriebes unüberwindliche Hindernisse. Von einem umfassenden Unterricht und einer gründlichen wissenschaftlichen Belehrung der fürstlichen Fräulein war damals keine Rede. Tüchtige Lehrer und Bildner der weiblichen Jugend waren gewissermaßen weiße Raben. Nur sehr wohlhabende Eltern konnten sich so ungewöhnlichen Luxus leisten. So beschränkte sich der Unterricht der Prinzessinnen auf Lesen und Schreiben, auf Religion und eine höchst oberflächliche Übersicht in der Geographie. Ihre eigentliche Erziehung und Ausbildung für das Leben und den weiblichen Beruf erfolgte teils durch die Mutter, teils durch den Umgang und den Unterricht der Hofmeisterin. Doch war es nicht leicht, Personen zu finden, die alle Tugenden und Vorzüge, die dieses verantwortliche Amt erforderte, in sich vereinigten. — Noch weniger gehörten die „edle Kunst der Musika“ und Malerei,

die heute von zahlreichen fürstlichen Damen mit größerer oder geringerer Virtuosität gepflegt werden, zum höfischen Zeitvertreib. In der fürstlichen Korrespondenz jener Tage wird der Künste mit keinem Worte gedacht.

Die Malerei war noch ein beneidetes Privilegium weniger erwählter Künstler. Die Musik bewegte sich in dem kindlichen Alter beschränkter Einfachheit. Das Ohr, an höhere Ansprüche nicht gewöhnt, begnügte sich mit einfachen, schmucklosen Kompositionen. Wohl unterhielten zahlreiche Fürsten, unter ihnen auch der Herzog Albrecht von Preußen, eine eigene Hof-Kapelle und einen Sängerehor, die teils beim Gottesdienst, teils an heiteren Festen die Anwesenden durch Musik und Gesang erheben und ergötzen mußten. Doch wäre es völlig verkehrt, diese Vertreter einer primitiven Kunstfertigkeit und eines gering ausgebildeten Geschmacks mit dem Maßstab unserer Tage messen zu wollen.

Den politischen Weltereignissen oder den fortwährenden Kriegshändeln mit lebendigem Interesse zu folgen oder in die theologischen Zänkereien, die nach dem Ableben des großen Reformators ausbrachen, sich hineinzustudieren, dazu fühlten nur wenige Fürstinnen sich berufen. So blieb ihnen denn nur übrig, in geschäftiger Sorge des Hofhalts zu walten und in rastloser Tätigkeit in Küche, Keller und Vorratskammer eine Summe häuslicher Tugenden zu entfalten, die manche unserer heutigen Modedamen mit gemischten Empfindungen betrachten werden, vielleicht sogar mit gelindem Schauer über so unziemliche Verirrung. Dafür war aber auch jenem Zeitalter und seinen Frauen die Nervosität ein unbekannter Begriff.

Die Zahl hochgestellter Frauen, die im 16. Jahrhundert nach guter alter deutscher Weise in Wahrheit Hausfrauen ihres Hofes waren, ist nicht gering. Wir nennen hier nur die Gräfin Elisabeth von Henneberg, eine Tochter des Kurfürsten Joachim I., die Gräfin von Mansfeld, die Herzogin Sophie von Liegnitz, die Kurfürstin von Sachsen, Mutter Anna, und die Herzogin Dorothea von Preußen. Die unermüdliche Sorge und treue Hingebung, mit der besonders diese Frau dem herzoglichen Hauswesen zu Königsberg vorgestanden, hat die Geschichte der deutschen Fürstenhöfe mit unvergänglichen Strichen aufgezeichnet.

Dorothea,\*) geboren am 1. August 1504, war das älteste Kind des Dänenkönigs Friedrich I. und seiner Gemahlin Anna, einer Tochter des Kurfürsten Johann von Brandenburg. Sie war also eine Nichte des Kurfürsten Joachim I. und eine Cousine seiner Gemahlin, der Kurfürstin Elisabeth, die durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Martin Luther berühmt geworden.

\*) Siehe Seite 227.

Über die Jugendzeit und die Erziehung der jungen Fürstin sind keinerlei Nachrichten auf uns gekommen. Schon frühzeitig der Mutter (1514) beraubt, wird Dorothea die Jugendjahre meist in ihrer meerumschlungenen Heimat verbracht haben. Ihre wissenschaftliche Bildung ragte keineswegs über das Durchschnittsmaß ihrer Zeit empor.

Eine standesgemäße, oder wie es heißt, „ehrliche und christliche Versorgung herzlichster Töchter“ war in jenen Tagen — genau so wie heute — ein Gegenstand unablässiger elterlicher und verwandtschaftlicher Fürsorge, häufig sogar die Ursache schwerster Kummernisse.

Anmerkung zu S. 226.

**Kurfürst Albrecht von Brandenburg,**

geb. 24. November 1414, † 11. März 1486. —

Verm. I. 1446 mit Markgräfin Margarete von Baden,

† 24. Oktober 1457;

II. 1458 mit der Herzogin Anna von Sachsen,

geb. 7. März 1437, † 31. Oktober 1512.

**Kurfürst Johann von Brandenburg,**

geb. 2. August 1455, † 9. Januar 1499. —

Verm. 1476 mit Herzogin Margarete von Sachsen,

geb. 1449, † 13. Juli 1501.

**Markgraf Friedrich (der Ältere)  
von Ansbach u. Bayreuth,**

geb. 8. Mai 1460, † 4. April 1536. —

Verm. 14. Februar 1479 mit

Prinzessin Sophie von Polen,

geb. 6. Mai 1464,

† 5. Oktober 1512.

**Kurfürst Joachim I. von Brandenburg,**  
geb. 21. Februar 1484, † 11. Juli 1535. —

Verm. 10. April 1502 mit Prinzessin

Elisabeth von Dänemark, geb. 1485,

† 10. Juni 1555.

**Markgräfin Anna  
von Brandenburg,**

geb. 1487,

† 3. Mai 1514. —

Verm. 10. April 1502

mit Friedrich,

Herzog v. Schleswig-

Holstein-Gottorp,

König v. Dänemark,

† 1533.

**Herzog Albrecht in  
Preußen,**

geb. 17. Mai 1490,

† 20. Mai 1568. —

Verm. I. 1. Juli 1526

mit

↑

**Kurfürst  
Joachim II. von  
Brandenburg,**

geb. 9. Januar 1505.

† 3. Januar 1571.

**Markgräfin  
Elisabeth von  
Brandenburg,**

geb. 24. August 1510,

† 25. Mai 1558. —

Verm. 12. März 1525

mit Herzog Erich I.

von Braunschweig-

Lüneburg, † 1540.

**Prinzessin  
Dorothea von  
Dänemark,**

geb. 1. August 1504,

† 11. April 1547. —

Verm. mit ←

**Herzogin Anna**

**Maria von**

**Braunschweig,**

geb. (1532?),

† 20. März 1568. —

Verm. mit ←

II. 16. Februar 1550

mit

↑

Außerdem spielten Brautschatz und Mitgift eine hervorragende Rolle. Oft erforderte die befriedigende Lösung dieser Frage langwierige, diplomatische Verhandlungen.

So werden denn die Anverwandten unserer Dorothea es mit freudiger Genugtuung begrüßt haben, als sich mehrfach deutsche Fürsten, u. a. der Herzog Erich von Braunschweig und der Herzog Albrecht von Preußen, um die Hand der Prinzessin bewarben. Aus dem Wettbewerb ging der Herzog Albrecht als Sieger hervor. Der stattliche Herr, der seit dem 10. April 1525 als Herzog im alten Ordenslande waltete, erhielt die Zusage des Vaters. Der Zustimmung des „Frauchens Dorotheen“ scheint man wohl sicher gewesen zu sein. Wenigstens konnte Albrecht bereits am 13. Oktober 1525 von Preußisch-Holland aus der Erkorenen seines Herzens den ersten Liebesbrief senden. In der Regel wurde aber auf die Einwilligung der Braut wenig Gewicht gelegt. Die Stimme des Herzens fand bei so rein politischen und praktischen Erwägungen, wie sie eine fürstliche Heirat zur Voraussetzung hatte, kein Gehör. Das wußten die Heirats-Kandidatinnen. Darum fügten sie sich auch meist willig in das Schicksal, das die hohe Politik ihnen unabänderlich bereitete.

Nach Verlauf eines halben Jahres war das Geschäft der „Ehebetiedigung“ so weit gediehen, daß am 18. Februar 1526 auf dem Schlosse zu Flensburg der Ehevertrag durch Bevollmächtigte beider Höfe abgeschlossen werden konnte. In ihm ward dem „Fräulein von Dänemark“, wie Dorothea hier genannt wird, ein Heiratsgut von 20 000 Gulden in guter Silbermünze zugesichert. Außerdem sollte die Prinzessin mit königlicher und fürstlicher Kleidung, Kleinodien und silbernem Geschirr ausgestattet werden, „wie es bei Königen, Fürsten und Herren gebräuchlich und Gewohnheit sei.“ Der Herzog Albrecht erklärte, „mit solcher Ausstattung gesättigt zu sein,“ und verschrieb seiner künftigen „Eheliebsten“ ein jährliches Leibgeding von 40 000 Gulden und eines der Schlösser Tapiaw oder Labiau als etwaigen Witwensitz. So standen denn der Vermählung, die auf nächsten „Johannis Baptista,“ also auf den 24. Juni 1526, festgesetzt wurde, keine Hindernisse mehr entgegen.

Unsere Verlobten haben während der kurzen Brautzeit keine Gelegenheit gehabt, sich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Um so lebhafter war ihr Briefwechsel. Einst überraschte der Herzog „seine allerliebste Fürstin, Muhme und Buhle,“ wie er Dorothea scherzhaft nennt, mit etlichen „Pumberanzen,“ um sich daran zu erfrischen. Dorothea dagegen ließ ihm als Gegengabe einen Dornenkranz überreichen, worüber der Herzog seltsamerweise so erfreut war, daß er seiner Verlobten schrieb: „wiewohl der Kranz, den E. Lbd. mir sendet, von Dornen ist, so ist er mir doch lieber und soll mir auch lieber sein, als alle Rosen- und Veilchenkränze und wenn sie auch mit den

besten Cypressen vermengt wären.“ Dorothea aber erwiderte ihm: er möge den Dornenkranz doch nicht gar so hoch anschlagen, denn es sei ja nur „ein ganz nichtswürdiges Ding.“

Endlich kam die für die Feier der Vermählung festgesetzte Zeit heran. Ein stattliches dänisches Geschwader geleitete das holde Königskind nach seiner künftigen Heimat. Vor den Toren der alten Ordensfestung begrüßte der herzogliche Bräutigam die Prinzessin und führte sie in feierlicher Prozession durch die festlich geschmückten Straßen nach dem Schlosse, wo alles aufs Beste zum Empfange der künftigen Gebieterin hergerichtet war. Die Vermählung ward am 1. Juli und den folgenden Tagen mit nie geschautem Gepränge und unter dem Zulauf einer gewaltigen Volksmenge gefeiert.

Diese so festlich begonnene Ehe gestaltete sich zu einem wahren Muster gegenseitiger Hingebung und Treue. Eingedenk der ewigen Gesetze edler Weiblichkeit, suchte die junge Herzogin nicht zu glänzen durch großes und erhabenes Tun, wohl aber durch schönes Sein. Und indem die liebenswürdige, heitere Frau mit unermüdlicher Geduld und zartsinniger Sorge ihren Gatten befähigte, ein rechter Mann zu sein, so weit eben davon bei seinem nicht gerade großangelegten Wesen die Rede sein kann, hat sie in ihrer Sphäre förderlich mitgewirkt an dem Gewebe der Geschichte ihres Landes. Und das wird ihr nimmer vergessen werden. Leider reicht das überlieferte Material nicht aus, um das treue Wirken der edlen Frau voll zu würdigen. Immerhin weist der zum Teil erhaltene Briefwechsel der Fürstin eine solche Fülle schöner Züge auf, daß wir uns an deren Hand ein einigermaßen zuverlässiges Bild von ihrem Wesen entwerfen können.

Befand sich der Gemahl der edlen Frau auf der Reise, so empfahl er ihr wohl, ein wachsames Auge auf die Haushaltung und den Hofgarten zu haben. Sie antwortete ihm dann: „Ich erkenne mich zu allem dem schuldig, wie Ew. Lbd. eigen und getreue Dienerin, Eurem Gefallen allewege nachzukommen. Aber ich kann E. Lbd. nicht verbergen, daß, weil E. L. weg gewesen ist, man nicht wohl Hausgehalten hat, wie ich selbst gesehen und mein Hofmeister mich berichtet hat.“ Die Trennung von ihr suchte sie dem Gatten, dem sie mit schwärmerischer Liebe zugetan war, so wenig wie möglich fühlbar zu machen, indem sie in rührender Weise für seine leiblichen Bedürfnisse zu sorgen pflegte. Sie sandte ihm frische Butter, wohlschmeckenden Käse, Obst, Pfefferkuchen und andere Leckereien nach und bekundete herzliche Freude, wenn sie erfuhr, daß die übersandten Gaben dem Herzog gemundet hatten. Ein anderes Mal schickte sie ihm Leibwäsche, darunter eine vergessene „Nachthaube“, aus Besorgnis, er möchte sich den Kopf erkälten.

Stellte sich im Hofhalte Mangel an einzelnen Bedürfnissen heraus, so sorgte die emsige Fürstin für die Ergänzung der Bestände. Wir

erfahren z. B., wie sie einer Frau Schürstab in Nürnberg aufträgt, ihr ein Säcklein guter Linsen zu verschaffen, „da“, fügte sie hinzu, „solche bei uns allhie fast seltsam sind und wir sie hiesigen Landes nicht wohl bekommen können“. Die Linsen gingen pünktlich ein, worauf Dorothea der freundlichen Vermittlerin unter dem Ausdruck herzlichen Dankes eine abermalige Bestellung übertrug auf etwa 300 Ellen von den allerbesten Überzügen zu Unterbetten, entweder aus Nördlingen oder sonst woher, wo man solche am besten und dicksten mache.“ Als die Herzogin in Erfahrung brachte, daß eine Königsberger Dame im Begriff sei, eine Reise nach Deutschland anzutreten, beeilte sie sich, ihr den Auftrag mit auf den Weg zu geben, „draußen 104 Ellen guten und kleinen allerbesten gestreiften Zwillich zu sechs großen Fürstenbetten und sechs Pfühlen anzukaufen.“

Es macht einen verständigen Eindruck, wenn die umsichtige Hausfrau mit der ihr empfohlenen Marienburger Seife in der fürstlichen Wirtschaft sorgfältige Versuche anstellt und, als diese nicht zur völligen Zufriedenheit ausfielen, dem Fabrikanten dankend mitteilt, die ihr übersandte Seife sei zwar nicht schlecht, habe aber einen allzustarken Geruch, so daß sie für die Reinigung ihrer und des Herzogs Kleider keine Verwendung finden könne. Das nötige Quantum „venetianischer“ Seife wurde dann von ihr aus Nürnberg verschrieben, dem süddeutschen Stapelplatz aller fremdländischen Erzeugnisse.

Die größte Aufmerksamkeit widmete die Herzogin der Leibwäsche des Gemahls. Nachdem sich deren Ergänzung als durchaus notwendig herausgestellt, ließ sie sich eine tüchtige Näherin empfehlen, schickte ihr Leinwand und Zwirn nebst den erforderlichen Maßen und ermahnte sie, die Arbeit nach Möglichkeit zu beschleunigen, da es mit den alten Hemden des Herzogs sehr auf die Neige ginge. Die Näherin auf die Gunst der Fürstin bedacht, erbot sich, die alten Wäschestücke einstweilen auszubessern. „Sie habe ja,“ fügte sie hinzu, „auch der Frau Herzogin Kleider, wenn sie zerrissen gewesen, wieder mit allem Fleiße so zu Wege gebracht, daß sie diese noch jetzt trage; wenn sie das nicht getan hätte, so würde die Herzogin sie haben ablegen und wohl 30 Gulden mehr für Neue geben müssen.“ — An geschickten Näherinnen schien damals überhaupt ein fühlbarer Mangel zu herrschen. Wenigstens gründete die Herzogin, um beständig die nötigen Kräfte für die Bedürfnisse ihres Hofes zur Verfügung zu haben, eine Nähschule, worin eine Anzahl junger Bürgertöchter und Landmädchen in der schwierigen Kunst des Nadelführens unterrichtet wurden. Für die Unterhaltung jeder Schülerin zahlte sie jährlich 25 Gulden.

Auch die Angelegenheiten der herrschaftlichen Küche waren der Herzogin ein Gegenstand eifriger Fürsorge. Einst gebrach es an einer tüchtigen Köchin. Im ganzen Preußenlande war kein einziges würdiges Exemplar dieser unentbehrlichen Hausgeister aufzutreiben. In der Not wandte sich Dorothea an die bewährte Vermittlerin in Nürnberg. „Nach-

dem wir,“ so schreibt sie ihr, „gerne eine gute Köchin, die uns für unsern Leib kochen und uns in unserem Gemache aufwarten täte, haben wollten, so bitten wir mit allen Gnaden, Ihr wollet Euch befließigen, ob Ihr uns eine gute Köchin überkommen könntet. Denn wir einer solchen im Jahre gerne zehn Gulden geben wollen, und ob es sich schon um ein paar Gulden höher laufen täte, läßt uns auch nicht viel daran, zudem auch ein gutes Kleid, so gut wirs unsern Jungfrauen in unserm Frauenzimmer zu geben pflegen. Aber das müßtet Ihr von unsertwegen ihr hinwieder melden, daß ihr viel Auslaufens nicht gestattet würde, sondern sie müßte fein still, züchtig und verschwiegen stets bei uns in unserm Gemache sein und auf unsern eigenen Leib warten. Hätte sie dann Lust, bei uns hierin zu bleiben und sich alsdann etwa mit der Zeit in andere Wege zu versorgen, so sollte sie dazu von uns mit allerlei Gnaden gefördert werden. Was Ihr also von unsertwegen ihr versprechen und zusagen werdet, das soll ihr allhier durch uns überreicht und gehalten werden.“ Man sieht, die erfahrene Menschenkennerin verstand die Saiten anzuschlagen, die in einem weiblichen Herzen erfolgreich wiederhallen. Die Aussicht, unter die Haube zu kommen, ist ein Zauber, dessen bestrickendem Reiz sich kein weibliches Wesen auf die Dauer zu entziehen vermag.

So blieb denn auch der Herzogin Schreiben nicht ohne den erwarteten Erfolg. Die dienstbeflissene Felicitas Schürstabin kam dem ehrenvollen Auftrage gern nach. Und nach Verlauf weniger Wochen hielt die fränkische Köchin ihren Einzug in die weltentlegene herzogliche Küche. Zum Dank dafür spendete die Herzogin der Nürnbergerin einen goldenen „Schaupfennig“ d. i. eine Denkmünze mit dem „Conterfeit“ der Herzogin.

Für die bevorstehende Fastnacht verschrieb Dorothea „12 gute Lachse und etliche Schock Neunaugen“. Bei einer anderen Gelegenheit bestellte sie in Schleswig für „20 Gulden Lachs und Neunaugen“. Aale, die sie von einem Königsberger Händler bezogen, erschienen ihr zu frisch und nicht genügend geräuchert. Sie gab ihm daher eingehende Vorschriften in dieser Beziehung. „Wenn Ihr,“ schrieb sie ihm, „wieder Aale, besonders große, erhaltet, so wollet sie alsbald ausnehmen, ihnen ganz die Haut abstreifen, sie dann mit Nägeln bestecken, die Haut wieder überziehen und also vollends räuchern lassen.“

Da sie die Vorliebe ihres Gemahls für Kabeljau kannte, ließ sie sich keine Mühe verdrießen, der seltenen Delikatesse habhaft zu werden. Den Vogt Jasper Kaphengst in Helsingör ersuchte sie, „da die Zeit nahe, wo man in Dänemark Makrelen fange“, solche einzukaufen und ihr in einem Fäßchen wohlgesalzen zuzusenden, auch einige Schock räuchern zu lassen.“

Im Begriff nach Memel zu reisen, erinnerte sie sich, daß im herzoglichen Garten zu Fischhausen noch Weintrauben hingen. Sie wies daher flugs ihre Jungfer Röslerin an, die Früchte abzunehmen und eine Latwerge daraus zu bereiten, jedoch keinen Zucker hierzu zu verwenden.



Den Amtleuten zu Tapiau und Neidenburg trug sie auf, die herrschaftliche Küche mit Wildpret und Rindfleisch zu versorgen.

Etwaige Mängel an Tischgerät war sie sofort zu beseitigen beflissen. So ließ sie z. B. aus Nürnberg silberne Trinkgefäße kommen, schickte Bestellungen auf Tischmesser auf Grund eingesandter Muster nach Liegnitz und Memel. Die angefertigten erschienen ihr zu schwach und auch sonst nicht recht geeignet. Sie gab sie daher dem Messerschmied zurück unter umständlicher Darlegung ihrer bei der Neuankfertigung zu berücksichtigenden Wünsche. Es ist anzunehmen, daß der ehrbare Meister den Anordnungen der hohen Dame gerecht geworden ist, die, wenn sie nach Wunsch bedient wurde, stets prompt und „ohne vieles Feilschen“ den geforderten Preis zu zahlen pflegte.

Einen großen Teil ihrer Zeit verwendete die Fürstin auf die Anfertigung allerlei weiblicher Handarbeiten. Eine geschickte Näherin und Stickerin, finden wir die Unermüdliche gar häufig mit ihrer feinen Leibwäsche beschäftigt. Nicht selten beschenkte sie Verwandte und Freunde mit eigenhändigen Näharbeiten. Namentlich wurde der Schwager, Markgraf Wilhelm von Brandenburg, Erzbischof von Riga, von ihr wiederholt zum neuen Jahr „mit etzlichen schlechten Hemden“ beehrt, die ihre kunstgeübte Hand verfertigt. Auch der Herzog Johann von Holstein, ihr Oheim, und der Graf Ernst von Henneberg werden mit Hemden und Baretten erfreut, die sie selbst genäht und gestickt hatte.

Unter den Stickereien der Fürstin spielten Hauben, Barette, Halstücher, Hals- und Armbänder und Kissen eine hervorragende Rolle. Die „welschen Muster“ dazu waren ihr aus Nürnberg oder Leipzig von dem dortigen italienischen Kaufmann Villani auf dem Wege über Liegnitz zugegangen, wo sie erst von der Herzogin Sophie benutzt wurden. Von Königsberg wanderten die Vorlagen schließlich nach Kopenhagen. Die kunstvollen Arbeiten, bei denen Gold und Silber reichliche Verwendung fanden, dienten ebenfalls zu Geschenken an fürstliche Bekannte. So erhielt ihr Vater, der dänische König, einmal ein von der Herzogin gesticktes „schlechtes Paar Handschuhe“, damit er daraus ersehe, „daß sie ihn noch nicht sogar vergessen habe“.

Dem Geschmack der Zeit entsprechend, pflegte die Fürstin auch die Perlenarbeit, bei der ihr ein sogenannter Perlenarbeiter, der als fürstlicher Diener mit einem jährlichen Gehalt von 40 Gulden angestellt war, hülffreie Hand leistete. Die Anfertigung einer Haube von Gold- und Silberstoffen, deren Schlingen und Binden reich mit den kostbarsten Perlen besetzt waren, galt als ein Meisterstück weiblicher Handfertigkeit — ein Gebiet, auf dem die Herzogin unerreichte Geschicklichkeit und vollendeten Kunstgeschmack entwickelte.

Der Wert der Perlen, der Gold- und Silberstickereien, mit denen die Fürstin ihre Kleider glänzend zu schmücken liebte, war ziemlich

bedeutend. Wir lernen ihn ermessen, wenn wir einen Blick werfen auf das von ihr im Jahre 1537 angelegte Garderobe-Inventar. Da finden wir zunächst eine große Zahl „weiter Röcke“, darunter das prachtvolle Staatskleid der Herzogin, einen leberfarbigen Atlasrock mit Hermelin gefüttert und reich mit goldenen und silbernen Schnüren besetzt. Wir begegnen dann den gestickten „engen Kleidern“. Unter ihnen sind bemerkenswert: „ein gestickter Rock mit Goldstoff, aufs welsche Muster gemacht“, mit einem, eine halbe Elle breiten perlengestickten Strich; 2 Kleider von grauem und braunem Taffet, daran ein Strich mit goldenen und silbernen Schnüren“, die Ärmel mit Perlen und Goldstickereien versehen u. s. w.

Die Instandhaltung und Vervollständigung der eigenen Garderobe, sowie der der weiblichen Dienerschaft verursachte der Fürstin mannigfache Arbeit. Sorgfältig achtete sie darauf, daß die erforderlichen Kleiderstoffe stets in ausreichendem Maße vorhanden waren. Aufgebrauchte Kleidungsstücke wurden alsbald wieder ergänzt. Zu diesem Zwecke stand sie beständig mit Danziger, Leipziger und Nürnberger Kaufleuten und Krakauer Perlenhändlern in geschäftlicher Verbindung. So verschrieb sie einmal aus Nürnberg „vom besten seidenen Gewand 20 Ellen Leibfarbe, 20 Ellen goldgelben Damast, einen schwarzen, ganz guten Sammet, 25 Ellen roten Damast, 20 Ellen leibfarbigen, 28 Ellen braunen und 8 Ellen aschfarbigen Damast, 3 Ellen aschfarbigen Tobin (Tafft), 8 Ellen braunen Sammet“ — außerdem einen bedeutenden Vorrat venetianischer Seide und venetianischer Borten, aus Krakau „ein Gestick um des Herzogs Kappe“, aus Leipzig für sich und ihre Jungfern große und kleine Hüte, aus Warschau Schleier, seidene Gürtel und schöne Kämmen. Um der neusten italienischen Mode huldigen zu können, wandte sie sich an den herzoglichen Geschäftsträger in Rom mit folgender Bitte: „Da Ihr Euch uns zu dienen mit allem Fleiße angeboten, so ist unser gnädiges Begehren, Ihr wollet uns etliche säuberliche Formen und Modelle, auf die welsche Art mit weißer Seide ausgenäht, sonderlich auf die neue Art, da die Leinwand ausgestochen und durch sonderliche Kunst mit Rosen und Blumenwerk wieder mit weißem Zwirn eingezogen wird, bestellen und mitbringen. Sonderlich aber geschähe das zu Gefallen, wenn Ihr uns irgend ein feines tugendsames Weib oder Jungfrau, die nicht leichtfertiger Art wäre, mit Euch brächtet, oder aber, wo diese nicht zu erlangen wäre, eine Mannsperson, die solche Modelle und Formen, desgleichen auch goldene Borten, so man itzo aus Welschland bringt, machen könne“.

Neben der Kleidung gab die Erneuerung und Instandhaltung des Schmuckes der Herzogin vielfältige Beschäftigung. Keine Fürstin kümmerte sich mehr um solche Dinge, keine war in ihren Bestellungen sorgsamer und genauer als sie. Einst sandte sie dem Goldarbeiter

Arnold Wenk in Nürnberg 20 ungarische Gulden und eine Anzahl Ringe, um sie zur Anfertigung eines Halsschmuckes zu verwenden. Dabei ordnete sie in einem langen Briefe an, wie alles „aufs subtilste und mit Versetzung der Steine so künstlich als möglich verfertigt werden solle, oben in der Mitte solle ein Blümlein, nebenan Blätter und ein Stiel sein, die Spitzen aber so, daß man sich nicht daran reiße oder kratze“ u. s. w. Ihr Pretiosenschatz war mit kostbaren Edelsteinen, Gold- und Silberarbeiten angefüllt. Erschien sie bei hohen Festen im vollen fürstlichen „Staate und Apparate“, so boten dieser Schatz und ihre Garderobe alles dar, was nach den Begriffen der Zeit zum äußeren Schmuck und Glanze einer Fürstin gehörte. Auf ihrem Haupte glänzten dann bald Papageien- oder schneeweiße Kranichfedern, bald Gold und Seidenstoff mit Perlensternen und goldenen Schlingen. Den Hals schmückte ein kostbares Geschmeide von Smaragden, Saphiren, Rubinen und Perlen.

Die Schultern bedeckte ein Koller bald von Goldstoff, bald von Sammet, mit silbernen oder goldenen Borten verbrämt, zuweilen mit Hermelin oder Marderpelz gefüttert. Auf der Brust wurde es von einem goldenen Heftlein zusammengehalten, das, reich mit Saphieren, Rubinen und Amethysten besetzt, mit irgend einer Figur verziert war, wie dem „Ritter St. Georg“, einem „schweizer Weiblein“, einem „Schwan“, einem „Marienbilde mit dem Jesukindlein“ u. s. w. Zur Sommerszeit umschlang die Brust ein seidenes Tuch mit Perlenborten und Laubgewinden. Über dem Tuch hingen dann die goldenen Halsketten. Die Hände waren gegen die Einflüsse der Witterung durch „hispaniolische“ Handschuhe geschützt. Den Leib umschloß ein Gürtel. Aus schwarzem Sammet verfertigt, mit Goldstoff und Perlen reich versehen, trug er zuweilen die Initialen des Fürstenpaares neben zwei gekrönten Herzen. Den Fuß endlich bedeckte der gestickte, oben mit Perlen und einigen Edelsteinen geschmückte Schuh.

Bei dem praktischen und hausmütterlichen Sinne, der der Herzogin so vorzüglich steht, konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Gesundheitspflege manche Stunde ihres Stillebens in Anspruch nahm. Ein tüchtiger Arzt an einem Fürstenhofe war damals eine große Seltenheit, und die Apothekerkunst lag noch sehr im Argen. Die Apotheken nahmen zum größten Teil etwa die Stelle unserer Konditoreien ein. Ihren größten Absatz erzielten sie in eingemachten Früchten und allerhand Konfitüren. Die Arzneikunde, die sich auf die Kenntnis einzelner Heilkräuter und Heilstoffe beschränkte, war fast ausschließlich Sache der Laien. Zu den geschätztesten Medikamenten gehörten vornehmlich Klauen von Elendstieren, Einhorn, Bibergeil und Bernstein, zumal der von weißer Farbe. Da Preußen das gelobte Land war, aus dem man diese Stoffe erhalten konnte, und der Glaube allgemein ver-

breitet war, daß ihnen nicht nur heilende, sondern auch prophylaktische Wirkung innewohne, so gelangten alljährlich ungezählte Gesuche von deutschen Fürstinnen an die Herzogin um freundliche Gewährung von Bernstein und „rechtschaffenen“ Elendsklauen.

Der König von Dänemark, der Erzbischof Wilhelm von Riga, die Landgräfin von Leuchtenberg wurden von ihr wiederholt mit Arm- und Halsbändern von Elendsklauen beschenkt, während die Herzogin Sibylle, Gemahlin des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, sich als Stärkungsmittel acht große weiße Bernsteinstücke, ausbat, um sie in den Händen zu tragen, „weil sie oft von großer Schwäche befallen werde, wogegen Bernstein ein wirksames Mittel sei“. Ähnliche Bitten äußerten die Fürstin Katharina von Schwarzburg und die Herzogin Margarete von Stettin, „weil sie,“ wie sie klagt, „mit vielen Kindlein befallen und deshalb sehr schwach sei“.

Statt der „Bernsteinpaternoster“ und Elendsklauenringe wandten viele das von dem berühmten Wunderdoktor Johann Meckeback erfundene und von ihm mit ruhmrediger Selbstgefälligkeit in Gebrauch gebrachte Bernsteinöl und ein aus Bernstein und Elendsklauen präpariertes Pulver an, Medikamente, die von der Herzogin höchsteigenhändig „gebrannt“ wurden und die zu den kostbarsten Geschenken — ein Lot von diesen Mitteln wurde mit 5 Talern bezahlt — gehörten, mit denen sie ihre Freunde in Deutschland erfreute.

Der Herzog von Liegnitz und die Herzogin Anna Maria von Württemberg erhielten Bernsteinöl zur Vertreibung des „viertägigen Fiebers“. Der Erzbischof Wilhelm und die Pfalzgräfin Maria begehrten und empfangen das Pulver als erprobtes Mittel gegen den „Schlag und die fallende Krankheit“, jener zugleich mit einer Reihe diätischer Vorschriften und der freundlichen Warnung vor dem beliebten „guten Trunk.“ Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß die meisten der damaligen Fürsten, weltliche sowohl wie geistliche, ihre Zeit redlich zwischen der Bibel, dem Bierkrüge und der Jagd zu teilen pflegten. Auch Erzbischof Wilhelm machte in dieser Beziehung keine Ausnahme. Daher die liebevolle Warnung der Herzogin.

Außer diesen Medikamenten verstand die Herzogin aus Wurzeln, Kräutern und anderen Ingredienzien allerhand stärkende Wasser herzustellen. Die damit gefüllten Gläser versah sie kunstgerecht mit Gebrauchsanweisungen, auf denen die eigenhändige Aufschrift zu lesen war: „Meiner gnädigsten Frauen Wasser, das aber nicht in Leib zu gebrauchen, denn es allein darum, daß es die Hände, Angesicht und das Haupt damit zu frischen gemacht ist.“ Daß auch diese Arzneipräparate an den deutschen Fürstenhöfen hochgeschätzt und eifrig begehrt waren, bedarf kaum der Erwähnung.

Was die Herzogin an Heilmitteln nicht selbst zu präparieren vermochte, verschrieb sie sich von außerhalb. So bezog sie aus Regensburg Pulver und Rezepte zu Rosen- und Cordo-Benediktenwasser, „das für allerlei Krankheiten, sonderlich aber für Vergiftung sehr gute sein solle;“ aus Nürnberg Birkenwasser, Veilchen- und Rosensaft.

Trotz dieser vielseitigen Beschäftigung fand die treffliche Frau noch Zeit zu einer ausgedehnten Korrespondenz, sowohl mit dem häufig abwesenden Gemahl als mit ihren zahllosen Freunden und Verehrern in Deutschland. Mochten vielleicht auch manche ihrer fürstlichen Zeitgenossen bei der Abfassung schriftlicher Mitteilungen über eine gewandtere und geübtere Feder verfügen — die Herzogin nannte selbst ihre Schreibart eine „ungeschickte und närrische“ und bezeichnete sich selbst als „eine schlechte, gar dumme, armselige Dichterin“ — so offenbarten doch ihre Briefe neben ursprünglicher Frische und köstlichster Naivität einen so hochherzigen und zugleich freimütigen Sinn, ein so reines Gemüt, ein so fühlendes Herz, daß der Leser voll Bewunderung, ja nicht ohne tiefe Bewegung zu dieser fürstlichen Schreiberin empor-schaut.

Allzu früh ward dem irdischen Wirken der hausmütterlichen Herzogin\*) ein Ziel gesetzt. Noch nicht 43 Jahre alt, schloß sie am Ostermontag (11. April) 1547 die „großen sanften blauen Augen“ zum ewigen Schlummer. „Wie ein Kind Gottes entschlief sie sanft im Herrn.“ Zehn Tage später, am 21. April, ward ihr Leichnam feierlich zu Grabe getragen und in der Domkirche beigesetzt.

Ihre einundzwanzigjährige Ehe war mit sechs Kindern gesegnet. Aber nur die älteste Tochter Anna Sophie<sup>1)</sup> überlebte die Mutter. Drei Schwestern, Katharina,<sup>2)</sup> Lucia Dorothea<sup>3)</sup> und Lucia<sup>4)</sup> und zwei Brüder Friedrich Albrecht<sup>5)</sup> und Albrecht<sup>6)</sup> sanken schon meist bald nach der Geburt ins Grab.

\*) Als schon die düsteren Todesschatten das Lager der Leidvollen umfingen, gedachte sie der „rechtschaffenen hausarmen Leute“ und bat den Herzog, „Gott zu Ehren und der Armut zu Trost um ihrer Liebden willen“ als Geschenke verteilen zu lassen: „in jedem Amt ein zwei Stück Gewands oder in Ermangelung desselben ein XIV Mark, desgleichen XV Scheffel Korn.“ Schon am 17. April ordnete Albrecht die Ausführung dieses Vermächtnisses an.

<sup>1)</sup> Geb. 11. Juni 1527 auf dem Schlosse zu Fischhausen, verm. zu Wismar am 24. Februar 1554 mit dem Herzog Hans Albrecht zu Mecklenburg, † 16. Februar 1591 in Lübz, beigesetzt 27. März 1591 im Dom zu Schwerin.

<sup>2)</sup> Geb. „etwas zu frühe“ 25. Februar auf dem Schlosse zu Ortelsburg, † vor 1. März 1528.

<sup>3)</sup> Geb. 8. April 1531, † 1. Januar 1532.

<sup>4)</sup> Geb. im (vor d. 23.) Februar 1537, † Anfang Mai 1539.

<sup>5)</sup> Geb. 5. Dezember 1529 auf dem Schlosse zu Königsberg, † 1. Januar, beigesetzt 2. Januar 1530 im Dom zu Königsberg.

<sup>6)</sup> Geb. und † im März 1539.

Herzog Albrecht war nahezu 60 Jahre alt, als er sich am 16. Februar 1550 zu einer neuen Ehe mit der achtzehnjährigen Herzogin Anna Maria von Braunschweig entschloß. Sie war eine Tochter der Markgräfin Elisabeth von Brandenburg, die, eine Tochter des Kurfürsten Joachim I., in erster Ehe mit dem Herzog Erich I. von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählt war. An der Seite dieser zweiten Gemahlin bezahlte Herzog Albrecht das ungetrübte Glück seiner ersten Ehe mit einer harten Schule voll Mißgeschicks.

---

## 9. (7. ausserordentliche) Versammlung des XIII. Vereinsjahres.

**Mittwoch, den 7. September 1904.**

Mit Genehmigung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes werden dessen Versuchsfelder zu Dahlem bei Steglitz besichtigt.

---

Vor dem Neubau der biologischen Abteilung des Kaiserlichen Reichs-Gesundheitsamtes hatten sich ungefähr 50 Mitglieder mit ihren Gästen eingefunden. Hier wurden sie von dem Direktor Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Aderhold begrüßt und in einen Saal geleitet, der für einen kurzen Aufenthalt hergerichtet worden war.

Hier ergriff Herr Geheimrat Friedel zunächst das Wort und erinnerte daran, daß die Gesellschaft schon vor zwei Jahren die Ehre hatte, die Einrichtungen des Amtes in der Klopstockstraße besichtigen zu dürfen. Darauf nahm Herr Direktor Aderhold das Wort zu einer erläuternden Übersicht vor der Führung. Die biologische Abteilung soll die Landwirtschaft fördern und zwar in einer ganz eigenartigen Weise, indem sie sich ein Gebiet neben den landwirtschaftlichen Hochschulen und den Versuchsanstalten für ihre Arbeiten sucht. Sie will die Kulturpflanzen studieren, wie sie von ihren Feinden gehemmt und von ihren Freunden gefördert werden; deshalb sollen hier gerade die kranken Kulturen gepflegt werden, um Mittel zu finden, die Feinde unschädlich zu machen. Eine solche wichtige Frage ist z. B. die der Knöllchen bei den Hülsenfrüchten. Bei diesem Thema zeigte der Herr Redner ein Präparat von Erbsenwurzeln. Diese Knöllchen enthalten Bakterien, welche dafür sorgen, daß der Pflanze der Stickstoff der Luft zugänglich gemacht wird. Pflanzen mit möglichst vielen Knöllchen sind daher besonders erwünscht, denn sie erlangen einen üppigeren Wuchs als die übrigen. Man pflügt alsdann ein Ackerstück mit den grünen Pflanzen um und spricht von Gründüngung. Die Bakterien bleiben im Boden und wandern in die neue